

Philosophische Bibliothek · BoD

Karl Vorländer
Immanuel Kants Leben

Meiner



KARL VORLÄNDER

Immanuel Kants Leben

Neu herausgegeben von

RUDOLF MALTER

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 126

- 1911 Erste Auflage
1921 Zweite, verbesserte Auflage
1974 Dritte, unveränderte Auflage. Mit neuer Einleitung,
Auswahlbibliographie und Quellentexten herausgegeben
von Rudolf Malter
1986 Vierte, verbesserte Auflage

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes,
inhaltlich mit der 4. verb. Aufl. von 1986 identisches Exemplar.
Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in
der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind.
Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographi-
sche Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-7873-0671-8
ISBN eBook: 978-3-7873-3036-2

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1986. Alle Rechte vor-
behalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG
ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt
aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.
www.meiner.de

Inhalt

Vorwort zur ersten Auflage	IX
Abkürzungen	XII
Kant in der biographischen Forschung	
Einleitung von Rudolf Malter	XIII
Anmerkungen zur Einleitung	XXVI
Auswahlbibliographie zur Biographie Kants (mit Nachtrag) . . .	XXXI

Erstes Kapitel.

Elternhaus. Erste Jugend. Gymnasialzeit.	1—14
1724—1740.	

Abstammung S. 1. — Eltern S. 2. — Erste Kindheit
S. 4. — Auf dem Fridericianum S. 6—14.

Zweites Kapitel.

Universitätszeit und Hauslehrerjahre.	15—38
1740—1754.	

A. Kant als Student. 1740—1746	15—31
--	-------

Immatrikulation S. 15. — In welcher Fakultät? S. 16.
— Art seines Studiums S. 19. — Seine Lehrer S. 20. —
Einfluß M. Knutzens S. 21. — Äußere Lebensweise S. 24.
— Studienfreunde S. 27. — Vor dem Universitätsgericht
S. 28. — Abgang von der Universität S. 29. — Erste
Schrift S. 30.

B. Hauslehrerjahre. 1747—1754	31—38
---	-------

Judtschen S. 31. — In Arnsdorf S. 32. — Bei Keyser-
lings? S. 34. — Charakter dieser Zeit S. 36. — Bewer-
bung um eine Gymnasiallehrerstelle? S. 37.

Drittes Kapitel.

Fünfzehn Jahre Privatdozent und Magister.	39—86
1755—1770.	

1. Aufsätze von 1754 S. 39. — Promotion S. 40. — Habi-
litation und erste Vorlesung S. 40.
2. Vorlesungen. Gegenstände derselben S. 41. —
Tagesstunden S. 42. — Benutzung der Kompendien
S. 43. — Vortragsweise S. 45.

3. Schriften von 1755 bis 1758 S. 47. — Von 1759 bis 1768 S. 50.
4. Äußere Lebensbedingungen S. 55.
5. Geselliger Verkehr S. 59. — Kleidung S. 60. — Freunde: Wobser S. 60. Green S. 60f. Kaufleute S. 61. Offiziere S. 62f. Damen S. 63f. — Zuhörer S. 65. — Innenleben S. 66.
6. Geistige Einflüsse der 60er Jahre: Rousseau S. 68. Hamann S. 69. — Herder S. 71. — Lambert S. 73. — Moses Mendelssohn S. 74.
7. Erfolgreiche Bewerbungen S. 75. — Unterbibliothekar an der Schloßbibliothek S. 79. — Ruf nach Erlangen S. 83, nach Jena S. 85. — Ordentlicher Professor in Königsberg S. 85f.

Viertes Kapitel.

**Bis zum Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft. 87—118
1770—1781.**

1. Antritt des Professoramtes (Inaugural-Dissertation) S. 87. — Verhältnis zu Minister von Zedlitz S. 88. — Markus Herz S. 92. — Avancement S. 93.
2. Vorlesungen: Ihr Gegenstand S. 94. — Zuhörer S. 96. — Charakter der populären Vorlesungen S. 97.
3. Schriften: Arbeit an der Vernunftkritik S. 98. — Rezension Moscatis S. 99. — Von den Menschenrassen S. 100. — Lateinische Rede von 1777 S. 101. — Aufsätze über das Dessauer Philanthropin und Unterstützung desselben S. 102.
4. Geselliger Verkehr: Im Hause Keyserling S. 108. — An der Mittagstafel des Gasthauses S. 110. — Kanzler von Schrötter S. 110.
5. Brieflicher Verkehr und persönliche Beziehungen: Wieland, Nicolai, G. Jacobi S. 111. — Hamann S. 112. — Lavater S. 113. — Lambert S. 114. — Mendelssohn S. 115. — Markus Herz und Biester S. 116. — Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft S. 118.

Fünftes Kapitel.

**Kant auf der Höhe seiner geistigen Tätigkeit. 119—160
1781—1790.**

1. Übersicht über die Schriften dieser Periode S. 119.
2. Vorlesungen S. 121. — Verhältnis zu den Zuhörern S. 125. — Als Dekan und Rektor S. 128. — Sonstige Ehrungen S. 133.
3. Privatleben: Persönlicher Umgang: Green und Motherby S. 134. Kraus S. 135. Johann Schultz und sonstige Kollegen S. 136. Hippel S. 137. — Woh-

- nung S. 139. — Junggesellentum S. 141. — Tages-
lauf S. 144.
4. Verhältnis zur Öffentlichkeit: Steigender Ruhm
S. 146. Anhänger in Jena S. 147, Marburg S. 149,
Halle, Leipzig, Göttingen S. 150. — Kant in Süd-
deutschland und Österreich S. 151. — Rezension von
Herders ‚Ideen‘ S. 153. — Beginnende geistige
Reaktion in Preußen S. 156.

Sechstes Kapitel.

Die Altersjahre.

161—211

1790—1804.

1. Beginnende Altersspuren S. 161. — Die Vorlesungen
der letzten Jahre S. 162. — Ende der akademischen
Tätigkeit S. 163.
2. Weitere Ausbreitung der Kantischen Philosophie
in den 90er Jahren: A. In Deutschland S. 166. —
B. Im Ausland S. 173.
3. Der Zusammenstoß mit der preußischen Reaktion
und die gleichzeitigen Schriften.
a) Vorbereitungen. Die Schriften von 1791 bis 1794
S. 176.
b) Maßregelung Kants und seine Verantwortung.
Schriften von 1795 bis 1798.
Letzte Schriften S. 190.
4. Häusliches Leben: Kants Tischgesellschaften S. 192.
— Verhältnis zu den Geschwistern S. 196.
5. Die letzten Jahre S. 197. — Zunehmende Alters-
schwäche S. 199. — Entlassung Lampes S. 200. —
Letztes Werk S. 201. — Das Jahr 1802 S. 202. —
1803 S. 203. — Schlaganfall S. 205.
6. Langsames Sterben S. 205. — Tod S. 207. — Auf-
bahrung S. 207. — Begräbnis S. 208. — Gedenkfeier
am 23. April 1804 S. 210. — Letzte Ruhestätte und
Denkmäler S. 210f.

Zeittafel	212
Anhang: Quellentexte	216
Berichte über Begegnungen mit Kant von J. G. Fichte S. 216. — J. G. Hamann S. 219. — J. G. Herder S. 220. — D. van Hogendorp S. 224. — N. M. Karamsin S. 225. — K. L. Pörschke S. 228. — J. G. Scheffner S. 230. — V. H. F. Schnorr v. Carolsfeld S. 233.	
Namen-Register	235

Vorwort zur ersten Auflage

Es bleibt eine merkwürdige Tatsache, daß derjenige Philosoph, dessen Lehre in den letzten fünfzig Jahren weit häufiger als die jedes anderen, in Tausenden von Schriften behandelt worden ist, in dieser ganzen Zeit keine einzige Sonderdarstellung seines Lebens erfahren hat. Denn auch bei Kuno Fischer, der hier noch am ehesten zu nennen wäre, bildet der biographische Teil nur die Einleitung zur Behandlung des Systems, und ebenso steht es mit dem wesentlich aus ihm schöpfenden populären Kantbuche M. Kronenbergs, sowie mit Fr. Paulsens bekannter Monographie. So sind wir auch heute, nach siebzig Jahren, noch immer auf die zwar für ihre Zeit verdienstliche, heute aber längst veraltete und vor allen im einzelnen vielfach ungenaue Biographie von W. Schubert angewiesen: während doch die Kantforschung der letzten Jahrzehnte — ich erinnere nur an die Herausgabe des Briefwechsels (vgl. unten S. 212) — auch in biographischer Beziehung so manches Neue zutage gefördert hat.

Wenn gleichwohl bisher keine weitere zusammenhängende Biographie des größten deutschen Philosophen veröffentlicht worden ist, so mag das einerseits darin begründet sein, daß das Material ziemlich weit zerstreut, auch hinsichtlich der früheren Lebensabschnitte vielfach dürftig und unsicher ist; anderseits und noch mehr aber gewiß in dem Umstande, daß das Leben unseres Denkers nur wenige in die Augen fallende große Momente und — abgesehen höchstens von dem Zusammenstoß mit der preußischen Reaktion unter Friedrich Wilhelm II. — keine äußeren Erschütterungen oder leidenschaftlichen Bewegungen zeigt, somit im Verhältnis zu der umwälzenden Lehre zweifellos der weniger interessante Teil ist. Und doch muß es jedem Kantliebhaber von Wert sein, dieses freilich im ganzen sehr einfach und still verlaufende Ge-

lehrtenleben näher kennen zu lernen; man sieht dann, daß es der inneren Bewegung nicht entbehrt hat. Und da keiner derjenigen Kautforscher, die, durch ihre gründliche Spezialdurchforschung einzelner Abschnitte desselben, eigentlich „die Nächsten dazu“ gewesen wären (wir denken dabei namentlich an seine ostpreußischen Landsleute E. Arnoldt, Rud. Reicke, A. Warda u. a., von denen die beiden ersteren schon im Grabe ruhen), eine Gesamtdarstellung unternommen hat, so habe ich es denn gewagt. Der äußere Anlaß kam dabei einem inneren Wunsche entgegen.

Da der vorliegende Band, als Teil der *Philosophischen Bibliothek*, eine Ergänzung zu den Kant-Ausgaben dieser Sammlung bilden soll, so durfte er nicht das noch einmal bieten, was dort bereits — meistens von mir selbst — gegeben ist: nämlich die Entstehungsgeschichte oder gar eine Inhaltsangabe der Schriften. Eine Ausnahme habe ich nur gemacht bei den kleinen Aufsätzen und Zeitungsartikeln der 50er und 70er Jahre, weil diese dort nicht behandelt sind. Da ferner ein bestimmter Umfang nicht überschritten werden sollte, so habe ich mich nach einigem Zögern entschlossen, von allem gelehrten Beiwerk ganz abzusehen, und mich in dieser Beziehung auf einen gedrängten Quellenhinweis am Schlusse beschränkt. Was mein Buch bieten will, ist eine schlichte Erzählung von Kants Leben, wie es sich aus den uns heute vorliegenden Dokumenten ergibt. Auf eine Sonderschilderung von Kants Charakter, sowie eine ausführlichere Darstellung seiner Stellung zu Politik, Religion, Kunst usw., die ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalte, habe ich deshalb von vornherein verzichtet; doch ist manches davon in die biographische Schilderung verwoben. Streitfragen habe ich aus dem nämlichen Grunde nur gestreift; daß sie mir nicht unbekannt geblieben sind, wird der Kenner ohnedies merken. Hoffentlich wird das Buch auch dem letzteren einzelnes Neue bieten. Wenigstens habe ich in der verhältnismäßig kurzen Zeit, die mir zu Gebote stand, in Sachen der Materialbeschaffung keine Mühe gescheut. Mehreren Herren, die mir dabei behilflich waren, wie Herrn Prof. Dr. Vaihinger (Halle) und meinen Kollegen O. Schöndörffer und A. Rosikat

in Königsberg, sage ich auch an dieser Stelle herzlichsten Dank. Das Porträt Kants mit seiner eigenhändigen Unterschrift ist nach der bekannten Kopie des Döblerschen Bildes hergestellt, die auch das Titelblatt von Schuberts Kantbiographie schmückt und uns von allen Abbildungen des Philosophen die beste schien.

Ich habe das Buch demjenigen Manne zugeeignet, dessen ganze bisherige Lebensarbeit der Erneuerung und Fortbildung von Kants Lehre gewidmet gewesen ist, und der auch mich, vor nunmehr schon mehr als drei Jahrzehnten, in die kritische Philosophie eingeführt hat: meinem einstigen Lehrer und jetzigen hochverehrten Freunde Professor Hermann Cohen in Marburg.

Haus Gottesgabe (Taunus),
im September 1911.

Karl Vorländer.

Abkürzungen

ADB	Allgemeine Deutsche Biographie
Ak.XII,14	Immanuel Kants Gesammelte Schriften, Akademie-Ausgabe, Band XII, Seite 14
Ak.Nr.	Nummer eines Briefes in der Akademie-Ausgabe
Sch.S.	Seitenzahl der Briefausgabe Schöndörffers (2. Auflage 1972)
AM	Altpreußische Monatsschrift
APrB	Altpreußische Biographie
Bibl.Nr.	Nummer eines Titels in der Bibliographie dieses Buches
JK	Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg
K—B	Vorländer: Die ältesten Kant-Biographien, 1918
KS	Kant-Studien
NDB	Neue Deutsche Biographie
PhB	Philosophische Bibliothek
Vorl.I	Vorländer: Immanuel Kant.
Vorl.II	Der Mann und das Werk. Leipzig 1924, Teil I, Teil II

Kant in der biographischen Forschung

Von Rudolf Malter

Et cum virtute nihil sit
admirabilius, magna voluptas
est bonae menti, tales
intueri viros, in quibus lucet
egregia virtus. Itaque honestum
est vobis a Cynicis illis
opinionibus dissentire, quae
hos mores insulsissime reprehendunt.

Ph. Melanchthon:
De vita Aristotelis (1537)

I

Obwohl überzeugt von der epochemachenden Bedeutung seiner philosophischen Leistung, hat Immanuel Kant seine eigene Person nie so wichtig genommen, daß er den Gedanken an eine Autobiographie jemals ernstlich erwogen hätte. Bacon's „de nobis ipsis silemus“, das er der „Kritik der reinen Vernunft“ als Motto voranstellte, kann auch als Motto seines ganzen Philosophenlebens gelten: bar des gewohnten akademischen Eigendünkels, aber auch ohne ins „understatement“ zu fallen und sein gesundes Selbstbewußtsein vor anderen herunterzuspielen, konnte ihm die Beschäftigung mit der eigenen Person und ihrer Geschichte angesichts der selbstgestellten philosophischen Lebensaufgabe nur als unnütze Zeitverschwendung erscheinen. Was an autobiographischen Zeugnissen von Kant überliefert ist, ist nicht in autobiographischer Absicht verfaßt. Die Briefe, die er geschrieben hat, sind fast ausschließlich auf äußeren Anstoß hin geschrieben; zumeist sind es Antwortbriefe auf die Schreiben

anderer, nur selten ging die Schreibinitiative von ihm selbst aus.¹⁾ Und betrachtet man sich die überlieferte Korrespondenz, so wird man, wenn man Aufschlüsse über Autobiographisches erwartet, enttäuscht sein - so philosophisch gehaltvoll viele dieser Briefe sind, so spärlich sind die Mitteilungen über äußere Lebensumstände (von Klagen über Altern und Kränklichkeit in den späteren Jahren abgesehen), über innere Stimmungen und ganz individuelle Probleme.²⁾

Gleichwohl ist bei dem wenigen, was an autobiographischem Material von Kant überliefert ist, der Briefwechsel von unschätzbarem biographischen Wert, vor allem für den, der mit feinem psychologischem Gespür zwischen den Zeilen scheinbar gleichgültiger und alltäglicher Wendungen in der Psyche des sich dem Partner absichtlich entziehenden Schreibers zu lesen versteht. Da Tagebücher fehlen - Kant hat wohl nie welche geführt - sind neben den Briefen auch diejenigen Notizen von Wichtigkeit, die auf den ersten Blick kaum oder nur wenig ins Gewicht fallen, nämlich die Bemerkungen in Vorreden zu einzelnen Schriften,³⁾ die persönlichen Notizen im *Opus postumum*⁴⁾ und in den von Wasianski angefertigten *Memorienbüchlein* der letzten Jahre.⁵⁾ Wie bereits gesagt: so wertvoll dieses Material für den Kantbiographen auch ist, sein Ursprung ist nicht autobiographisches Interesse, sondern jeweiliger Lebensumstand und jeweilige Erfordernis des Tages. Hoffnung auf etwaige spätere Publikation des nur in Gelegenheitsabsicht über die eigene Person Geschriebenen war Kant mit Sicherheit völlig fremd: kein verstecktes Schielen auf die Generationen, die in mühevoller philologischer Kleinarbeit die autobiographischen Splitter zum Bilde des in der Erinnerung wieder zu erweckenden Verblichenen zusammenfügen würden, kein gespieltes Unwichtignehmen von Papierchen mit persönlichen Aufzeichnungen und keine Geste, die heuchlerisch schamhaft den Wunsch ausdrückte, auf ewig dies scheinbar Unwichtige der Nachwelt zu bewahren! Zwar überließ er seinen Freunden in den letzten Lebensjahren manches persönliche Blatt, hatte auch keine Einwände gegen eine spätere Publikation, äußerte aber immer entschieden den Wunsch, daß nichts Persönliches, vor allem

keine Briefe, zu Lebzeiten an die Öffentlichkeit gegeben werde.⁶⁾

Aufmerksam dagegen verfolgte er die Wirkung seines philosophischen Werkes. Dessen rechtes Verständnis und seine Ausbreitung lag ihm, der sonst von seiner Person kein Aufhebens machte, sehr am Herzen, so sehr, daß er außerordentlich heftig auf Mißverständnisse und Angriffe reagieren konnte⁷⁾ und sich sogar - durch Einschränkungen des Gesichtskreises allerdings bedingt, die das hohe Alter mit sich bringt - in das Parteiengezänk seiner Anhänger parteilich hineinziehen und zeitweise zu offensichtlich ungerechtem Verhalten verleiten ließ.⁸⁾ So kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, Kant fühle sich, wenn sein Werk angegriffen wird, persönlich beleidigt und bedroht. Aber selbst hier, wo die Verteidigung des eigenen Systems manchmal zu zäher Rechthaberei zu verhärten droht, dürfte - trotz des Eindrucks, Kant kämpfe um sein persönliches Eigentum und hiermit auch um seine Person - der andere Eindruck der dominierende sein: nämlich ihm gehe es vor allem anderen um die Verteidigung einer endgültig als wahr erkannten Sache gegen die Verfälschung sich schlauer dünkender Gegner und Schüler.⁹⁾

Wie immer man aber dieses Verhalten Kants zum eigenen Werk im Rahmen einer Deutung seiner persönlichen Selbsteinschätzung auswerten mag, auch dann, wenn in diesem Verhalten stark partikular-individuelle Motive, hinter Sachmotiven versteckt, sich als wirksam erweisen sollten, so würde dies nichts daran ändern, daß im ausdrücklichen Selbstverständnis Kants - und dies ist für eine Biographie von erstrangiger Bedeutung - auch in den Kämpfen um das philosophische Lebenswerk die eigene Person keine Rolle spielte und überhaupt das Moment des Autobiographischen außerhalb des Horizonts von Kants Eigenbewußtsein fiel. Solches Desinteresse an der eigenen Person und solche Unlust am Autobiographischen in einer Zeit, die mehr autobiographische Schriften hervorbrachte als ganze Jahrhunderte zuvor, die sogar das Kunstwerk autobiographisch-bekennnishaft zu sehen aufforderte und das Ich zum bevorzugten

Gegenstand poetisch-psychologisierender Betrachtung und philosophischer Reflexion erwählte ¹⁰⁾ - solche Abkehr vom Individuell-Subjektiven mag auf den ersten Blick überraschen (vor allem auch angesichts des autobiographischen Eifers der Königsberger Freunde ¹¹⁾), kann aber nicht befremden, wenn man Kants Geschichtsphilosophie als theoretischen Ausdruck einer gewissen Lebenshaltung zu Rate zieht. Die geschichtsphilosophischen Schriften Kants dokumentieren, daß nicht Mangel an Sinn fürs Historische, auch nicht schopenhauerisch-zynische Verachtung des lebendigen einzelnen Menschen die Ursache für Kants Desinteresse an der Geschichte der eigenen Person gewesen sein können, daß vielmehr diesem Desinteresse eine rationale Einsicht korrespondiert, die sehr wohl als der oder zumindest als *ein* Erklärungsgrund für jenes Desinteresse und jene Unlust am Autobiographischen dienen kann: die Einsicht in die Hinfälligkeit des Individuellen im Ganzen der geschichtlichen Selbstentfaltung der menschlichen Gattung, die zur Verwirklichung der ihr immanenten Bestimmung nur so gelangt, daß das Individuelle in seiner Einzelheit um der Gattung willen untergeht, obwohl die Gattung sich nicht anders konkret darstellen und jene Verwirklichung ihrer Bestimmung nicht anders erreichen kann als durch das Individuelle, das um willen der Gattung, d. h. aber zugleich: um neuer Individuen willen, sich jeweils opfert. ¹²⁾

II

Angesichts des Ruhmes, zu dem Kant in den 80er und 90er Jahren des 18. Jahrhunderts über die Grenzen Deutschlands hinaus gelangt war, verwundert es nicht, daß Pläne, ihn in einer Biographie zu verewigen, schon zu seinen Lebzeiten im Kreise seiner Freunde und Verehrer aufkamen. ¹³⁾ Kant hatte gegen eine Biographie seiner Person prinzipiell keine Bedenken, ja er regte Jachmann, wie dieser selbst berichtet, ¹⁴⁾ sogar zur Abfassung einer Biographie an, verbat sich jedoch die Veröffentlichung einer Biographie zu Lebzeiten. Als Borowski 1792 Kant das Manuskript einer biographi-

schen Skizze vorlegte,¹⁵⁾ äußerte dieser zwar keine Bedenken gegen eine Publikation nach seinem Tod, korrigierte sogar das Manuskript, wies jedoch das Ansinnen, ihn während seiner Lebzeit zum Thema einer Biographie zu machen, nachdrücklich und fast unwillig zurück: „Kann diese Sache noch unterbleiben, so werden Sie mir dadurch eine wahre Unannehmlichkeit ersparen, und Ihre Bemühung, *als Sammlung von Materialien zu einer Lebensbeschreibung nach meinem Tode* betrachtet, würde denn doch nicht ganz vergeblich sein. - In meinem Leben aber sie wohl gar im Drucke erscheinen zu lassen, würde ich aufs inständigste und ernstlichste verbitten.“¹⁶⁾

Nichtsdestoweniger begann - ohne daß Kant darum gefragt worden wäre - schon lange Jahre vor seinem Tode die biographische Verewigung seiner Person. 1790 brachte der Abbé Denina in seinem lexikographischen Werk „La Prusse littéraire“ einen kurzen Abriß über Kant, den der Betroffene wegen der seines Erachtens falschen Darstellung seiner „häuslichen Verhältnisse auf der Universität, vor Erlangung zum Professorgehalt“¹⁷⁾ in einem Brief an de la Garde kritisierte und korrigiert wissen wollte. Eine Reihe weiterer auf Kant bezogener biographischer Beiträge erschien ab 1796 - unter ihnen als wichtigste die sogen. „Altenburger Skizze“¹⁸⁾ -, von denen Kant jedoch keine Notiz nahm, sei es, daß er vom Erscheinen dieser Beiträge nichts wußte, sei es, daß er sie nicht für erwähnenswert hielt.¹⁹⁾ Nur auf *eine* zu seinen Lebzeiten erschienene biographische Veröffentlichung reagierte Kant - doch ob abweisend oder nicht ohne Wohlgefallen, oder, wie Czygan²⁰⁾ vermutete, je nach Gelegenheit einmal so, ein andermal anders, bleibt offen, da zwei verschiedene Berichte der Biographen vorliegen. Autor dieser 1802 anonym in Königsberg publizierten „Fragmente aus Kants Leben“ ist nach Angabe Wasianskis²¹⁾ und des „Intelligenzblattes zur Neuen Leipziger Literaturzeitung“ vom 30. Juni 1804 der Königsberger Arzt Dr. med. Joh. Christoph Mortzfeld, offenbar ein Verehrer Kants.²²⁾ Joh. G. Hasse berichtet: „Als die bekannten ‚Fragmente zu seiner Biographie‘ erschienen und ihm zugeschickt waren, so zeigte

Erstes Kapitel.

Elternhaus. Erste Jugend. Gymnasialzeit.

1724—1740.

1. Abstammung. Eltern. Erste Kindheit.

Immanuel Kant wurde in der fünften Morgenstunde des 22. April 1724 in einem einfachen Bürgerhause der heute noch bestehenden „vorderen Vorstadt“ zu Königsberg in Preußen geboren. Die Gasse, in der es lag, hieß damals die Sattlergasse. Auch sein Vater, Johann Georg Kant, betrieb das ehrsame Handwerk eines Sattler-, genauer Riernermeisters. Die Vorfahren väterlicherseits stammten der Familienüberlieferung nach aus Schottland, wo in der Tat schon im 17. Jahrhundert der auch gegenwärtig noch dort vorkommende Familienname *Cant* nicht selten war. Kant selbst hat darüber als 73-jähriger dem schwedischen Bischof Lindblom, der den Stammbaum des Philosophen in Schweden suchte, geschrieben, daß sein Großvater „einer von den vielen“ gewesen sei, „die am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts aus Schottland, ich weiß nicht aus welcher Ursache, in großen Haufen emigrierten, und davon ein guter Teil sich unterwegs auch in Schweden, der Rest aber in Preußen, vornehmlich über Memel verbreitet hat“; und weiter, daß derselbe in Tilsit gestorben sei. Seitdem ist indessen aktenmäßig nachgewiesen, daß bereits der Urgroßvater unseres Philosophen „Richart Kandt“ im Jahre 1667 als bejahrter Mann „Krüger“, d. h. Wirt in Werden bei Heydekrug war. Dessen Sohn Hans Kant dagegen hatte das Riernerhandwerk erlernt, sich als Handwerksgehilfe in „frembden Landen“ umgesehen und sich dann — etwa um 1670 — als Riernermeister in der Stadt Memel niedergelassen, nachdem er sein Meisterstück in dem benach-

barten Tilsit gemacht hatte¹⁾. Er heiratete bald darauf, anscheinend eine einheimische Bürgerstochter, die ihm am 3. Januar 1683 als zweiten von drei Söhnen den Vater unseres Immanuel, Johann Georg, gebär. Während der Großvater in Memel blieb, wo er 1698 eine zweite Ehe schloß, wanderte Johann Georg — vielleicht ebendeshalb — nach Königsberg aus und verheiratete sich dort, beinahe 33jährig, am 13. November 1715 mit der Tochter eines aus Nürnberg stammenden Handwerks-genossen Caspar Reuter (1670—1729), der 18 jährigen Anna Regina Reuter (geb. 16. März 1697).

Für den pietistischen Geist, der von Anfang an in dem neuen Hausstand herrschte, sind die Worte bezeichnend, welche die Neuvermählte in ein von ihr auch weiter geführtes „Hausbuch“ — wir dürfen wohl an ein Gebetbuch denken — eintrug: „Anno 1715 d. 13. November habe ich Anna Regina Reuterin mit meinem lieben Mann Johann George Kant²⁾ unsern hochzeitlichen Ehrentag gehalten und sind von Herrn M(agister) Lilienthal copulirt worden in der Kneiphöfischen Thum (=Dom) Kirche. Der Herr unser Gott erhalte uns in beständiger Liebe und Einigkeit nach seinem Wohlgefallen, er gebe uns von dem Thau des Himmels und der Fettigkeit der Erde so lange bis er uns zusammenbringen wird zu der Hochzeit des Lammes um Jesu Christi seines Sohnes willen. Amen.“ Aus dieser Ehe gingen in zwanzig Jahren nicht weniger

¹⁾ Daher wohl der Irrtum des Enkels, daß sein Großvater Tilsiter Bürger gewesen sei. Immerhin wäre es möglich, daß der Großvater in ganz jugendlichen Jahren mit seinem Vater aus Schottland eingewandert wäre, da er, nach dem betreffenden Aktenstück zu schließen, der reformierten (kalvinischen) Gemeinde in Memel angehörte, deren Mitglieder sich schon 1640 hauptsächlich aus Holländern und Schotten zusammensetzten. Durch seine Heirat (s. oben) kam er dann mit seiner Familie in die Kirchenbücher der lutherischen Gemeinde.

²⁾ Aus dieser Niederschrift wie auch aus den schon vorher benutzten Urkunden ergibt sich, daß der Name der Familie von Anfang an mit *K* und nicht mit *C* geschrieben wurde: so daß die von Schubert und den ihm folgenden übrigen Biographen übernommene Angabe des auch sonst nicht besonders zuverlässigen Hasse, Kants Eltern, ja er selbst habe seinen Namen anfangs noch *Cant* geschrieben und ihn nur deshalb in *Kant* verändert, weil manche Leute ihn wie *Zant* aussprachen, keinen tatsächlichen Grund zu haben scheint.

als neun Kinder hervor. Unserem Immanuel waren schon drei Geschwister vorausgegangen, doch war das erste Kind der zarten Frau (eine Tochter) totgeboren, und ein kleiner Bruder, noch ehe er das erste Lebensjahr vollendet, gestorben. So behielt er nur eine um fünf Jahre ältere Schwester (Regina), während von dem ihm noch folgenden fünf Geschwistern zwei Schwestern und ein Bruder (Johann Heinrich, geb. 1735) die Eltern überlebten.

Bereits am Tage nach seiner Geburt, einem Sonntag, wurde der neue Stammhalter der Familie, und zwar auf den Namen Emanuel getauft, der für den 22. April, seinen Geburtstag, in den älteren preußischen Kalendern steht, und der ja auch zu der frommen Sinnesart der Eltern, insbesondere der Mutter, paßte. Zu dem Tauf-tage ihres Ältesten hat die letztere, als hätte sie seinen Ruhm vorausgeahnt, eine ausführlichere Eintragung als bei den übrigen Kindern in das „Hausbuch“ gemacht. Sie beginnt mit den Worten: „Anno 1724 d. 22^{ten} April Sonnabends des Morgens um 5 Uhr ist mein Sohn Emanuel an diese Welt geboren und hat d. 23^{ten} die heilige Taufe empfangen.“ Dann werden die sechs Taufpaten aufgezählt: vier männliche (ein Gürtler, ein „Gerichtsverwandter“, ein Kleinkaufmann aus Königsberg, ein Kupferschmied aus Memel) und zwei weibliche (eine Jungfer Dörren und eine Frau Wolfin). Und sie schließt mit dem frommen Wunsche: „Gott erhalte ihn in seinem Gnaden Bunde bis an sein seliges Ende um J: C: Willen. Amen.“

Der Philosoph, der sich in religiöser Hinsicht so ganz anders entwickeln sollte, hat gleichwohl bis in sein höchstes Alter stets mit ebensoviel Hochachtung wie warmer Dankbarkeit von dem Tone, der in seinem Elternhause herrschte, und von der Erziehung, welche die einfachen Handwerksleute ihren Kindern mitgaben, gesprochen. „Nie, auch nicht ein einziges Mal“ äußerte er wiederholt zu Borowski, „hab' ich von meinen Eltern irgend etwas Unanständiges anhören dürfen, nie etwas Unwürdiges gesehen.“ Und noch als 73 jähriger schrieb er in dem Entwurf zu dem bereits erwähnten Briefe an Bischof Lindblom die Worte nieder, daß „meine beiden Eltern (aus dem Handwerksstande) in Rechtschaffenheit, sittlicher Anständigkeit und Ordnung musterhaft, ohne ein Vermögen (aber doch auch

keine Schulden) zu hinterlassen, mir eine Erziehung gegeben haben, die von der moralischen Seite betrachtet gar nicht besser seyn konnte, und für welche ich bei jedermaliger Erinnerung an dieselbe mich mit dem dankbarsten Gefühle gerührt finde“. Über den im elterlichen Hause herrschenden Pietismus speziell äußerte er sich gegen seinen Kollegen Rink noch in seinem Alter einst in folgender Weise: „Man sage dem Pietismus nach, was man will. Genug! Die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Not, keine Verfolgung setzte sie in Mißmut, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. . . . Noch entsinne ich es mich, wie einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater erheblich litt. Aber dessenungeachtet wurde selbst bei der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt und mit einem solchen festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich dennoch nie verlassen wird.“

Während der Vater ein Mann von offenem geradem Verstande war, der Arbeit und Ehrlichkeit als die erste Tugend ansah und darum auch von seinen Kindern forderte, hatte auf sein Gemüt mehr Einfluß die fromme Mutter, die nach Kants eigenem Urteil (gegen Wasianski) „eine Frau von großem natürlichen Verstande, einem edlen Herzen und einer echten, durchaus nicht schwärmerischen Religiosität“ war. Sie ging mit ihrem „Manelchen“ oft ins Freie, machte ihn auf die Gegenstände und Erscheinungen der Natur aufmerksam, lehrte ihn manche nützlichen Kräuter kennen, erzählte ihm sogar vom Bau des Himmels soviel, als sie selbst wußte, und bewunderte seinen Scharfsinn und seine Fassungskraft, die sie später freilich zuweilen etwas ins Gedränge gebracht haben mögen. In Erinnerung an diese Spaziergänge gestand der Greis einst Jachmann: „Ich werde meine Mutter nie vergessen; denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in

mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden, heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt.“ Ja, so oft er von ihr sprach, war er gerührt und glänzte sein Auge. Er meinte übrigens auch seine Gesichtszüge und die Körperkonstitution, bis auf die eingebogene Brust, von der Mutter geerbt zu haben. Noch in seinem Alter sprach er mit Wehmut davon, daß er sie viel zu früh für ihn — der dreizehnjährige Knabe die 40jährige — verloren habe. Nach dem Familienbuch starb sie am 18. Dezember 1737 an einem „hitzigen und giftigen Flußfieber“; nach der Erzählung des Sohnes (an Wasianski) hätte sie sich am Bette einer an typhösem Fieber erkrankten Freundin die nämliche Krankheit geholt und wäre nach wenigen Tagen daran gestorben.

Daß sie für ihre Zeit verhältnismäßig gebildet war, geht u. a. schon aus der Tatsache hervor, daß ihre Eintragungen in das Familienbuch fast keine orthographischen Fehler aufweisen, während vornehmere Frauen, die uns in Kants Leben begegnen werden, wie die Kommerzienrätin Jacobi oder gar die Frau von Klingsporn geb. von Knobloch und Fräulein Maria von Herbert, in diesem Punkte das Menschenmögliche oder vielmehr -unmöglichste leisten.

Die fromme Mutter besuchte mit ihren Kindern gern die Betstunden des Dr. theol. Franz Albert Schultz, nachdem dieser 1731 als Konsistorialrat und Pfarrer an die Altstädtische Kirche in Königsberg gekommen war. So wurde dieser bedeutende Mann, von dem wir bald noch mehr hören werden, auf den begabten, wenn auch etwas schüchternen Knaben aufmerksam. Er redete den Eltern, die er öfters besuchte, zu, ihren Immanuel, der bis dahin den Elementarunterricht der nahen vorstädtischen Hospitalschule genossen hatte, zum Universitätsstudium vorbereiten zu lassen; womit er gewiß einem Herzenswunsch der liebenden Mutter entgegen kam. So trat der achtjährige Knabe bald nach Ostern 1732 — nicht, wie bei Schubert steht, erst Michaelis 1733 — in das drei Jahrzehnte zuvor zum Gymnasium erhobene, heute noch unter dem Namen „Friedrichskollegium“ bestehende *Collegium Fridericianum* seiner Vaterstadt ein.

Viertes Kapitel.

Bis zum Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft.

1770—1781.

1. Kant im Professoramte.

Verhältnis zu Minister von Zedlitz und Markus Herz.

So war denn unser Philosoph endlich, im nahezu vollendeten 46. Lebensjahre, in die seinen Anlagen und Wünschen schon so lange entsprechende Stellung des ordentlichen Professors der Logik und Metaphysik an der Universität Königsberg eingerückt. Formell trat er, der damaligen Vorschrift gemäß, das neue Amt erst mit der Verteidigung einer neuen lateinischen Abhandlung im großen Hörsaal der Universität am 21. August 1770 an. Es war die berühmte Inaugural-Dissertation *Über die Form und die Prinzipien der Sinnen- und Verstandeswelt*, über deren äußere Geschichte, Bedeutung und Inhalt wir in der Einleitung zu ihrer Neuausgabe (*Philos. Bibl.* 46 b S. XIV—XXIV) berichtet haben. Opponenten waren ein studiosus artium [liberalium? K. V.], ein Theologie- und ein Rechtskandidat. Mit dem wichtigeren Amte des „Respondenten“ hatte er seinen bisherigen Zuhörer, den 23 jährigen Studiosus der Medizin und Philosophie Markus Herz aus Berlin betraut: zum Verdruß einiger orthodoxer Kollegen, von denen einer seinem Zorne durch die Befriedigung darüber Ausdruck gab, daß „der Jude wenigstens an dem Professorenschmaus keinen Teil nehmen könne“ (*N. Berliner Monatsschr.* 1805, S. 153).

Zu diesem seinem Ehrentage begrüßten den neuen Professor 17 besonders begeisterte Zuhörer, sämtlich Kur- und Livländer, mit einem Huldigungsgedicht, das einer von ihnen, der als „Stürmer und Dränger“ bekannte, nicht lange nachher auch in Goethes Leben eine Rolle

spielende Reinhold Lenz, verfaßt hatte. Die von jugendlicher Überschwenglichkeit erfüllten zwölf Strophen priesen den Mann, „in welchem Tugend bei der Weisheit wohnt“, den Lehrer der Menschheit, der selbst übet, was er lehrt, der sich nie durch äußeren Schimmer blenden ließ, sondern hochfahrender Torheit die Maske abriß, der seinen Schülern stets Einfalt im Denken, Natürlichkeit im Leben empfahl, der ihren Wissensdurst stillend, doch nimmer löschend, ihnen auch den Tod nicht schreckhaft machte. Den Schluß bildete das Gelöbnis, in seinem Sinne leben und auch die Nachkommen erziehen zu wollen, und der Ausdruck des Stolzes, daß Frankreich nicht mehr am deutschen Genius zweifeln werde, solange Kant lebe.

Nachdem Kant einmal die ihm zukommende Stelle an der heimischen Universität erlangt, blieb er dieser bis zu seinem Ende treu und lehnte mehrfache Berufungen nach auswärts ab. Wenig Verlockendes mochte für ihn der 1775 an ihn ergehende Ruf an das „akademische Gymnasium“ in Mitau haben, obwohl es durch die Unterstützung des dort residierenden Herzogs von Kurland gerade jetzt emporblühte (Hartmann an Kant, 4. September 1774); übrigens wurde um die nämliche Zeit sein jüngerer Bruder Johann Heinrich an der „Mietauschen großen Schule“, also doch wohl der gleichen Lehranstalt, als Konrektor angestellt. Anders stand es mit der Berufung nach Halle, wo der als Verfasser vielgebrauchter Lehrbücher bekannte selbständigere Wolfianer (Anhänger Baumgartens) G. F. Meier 1777 gestorben war. Zu dessen Nachfolger suchte ihn vor allem sein Gönner und Verehrer, der Unterrichtsminister von Zedlitz zu gewinnen.

Zedlitz, der seit 1771, damals 40jährig, die preußischen Kirchen- und Unterrichtsangelegenheiten leitete, hatte sich von Anfang an, infolge einer Art geistiger Wahlverwandschaft, für den freidenkenden Philosophen interessiert. Eine Ministerialverfügung vom 25. Dezember 1775, welche die Rückständigkeit der Königsberger Professoren in manchen Beziehungen, z. B. im Gebrauch veralteter Kompendien, rügte, hatte davon ausdrücklich die Professoren Kant und Reusch ausgenommen. Auch für eine zeitgemäßere Philosophie war das auf königlichen Spezialbefehl erlassene Reskript energisch eingetreten; „da unsere

landesväterliche Absicht dahin gehet, daß auf unseren Universitäten die Köpfe der Studierenden nicht mit nahrungslosen Subtilitäten verdüstert, sondern aufgeheitert und durch die Philosophie besonders zur Annahme und Anwendung wahrhaft nützlicher Begriffe fähig gemacht werden sollen“. Daher solle die Crusianische Philosophie, „über deren Unwert die erleuchtetsten Gelehrten längst eins sind“, dort fernerhin nicht mehr gelehrt werden; ihre Anhänger, die Magister Weymann und Wlochatius, könnten sich andere Gegenstände ihrer Vorlesungen aussuchen. Dieses etwas nach aufgeklärtem Despotismus schmeckende Verbot suchte der Erlaß durch den Satz zu rechtfertigen: „So wenig Wir gewohnt sind, über individuelle Meinungen herrschen zu wollen, so halten Wir doch für nötig, der Ausbreitung gewisser allgemein nutzenlos befundener Meinungen vorzubeugen.“¹⁾ — Aber der Minister gab seiner Verehrung für den Philosophen auch positiveren und persönlicheren Ausdruck. Am 21. Februar 1778 schrieb er ihm: „Ich höre jetzt ein Collegium über die physische Geographie bei Ihnen, mein lieber Herr P. Kant, und das wenigste, was ich tun kann, ist wohl, daß ich Ihnen meinen Dank dafür abstatte.“ Er lese nämlich — etliche 80 Meilen von ihm entfernt — die Nachschrift eines von Kants Zuhörern; da dieselbe aber vielfach unvollständig und undeutlich sei, so bitte er ihn, ihm zu einem sorgfältiger nachgeschriebenen Manuskripte behilflich zu sein, „gegen die heiligste Versicherung, das Msc. nie aus meinen Händen zu geben“. Jedenfalls schätze er Kant und seine Kenntnisse „ganz unaussprechlich hoch“.

Acht Tage später wiederholt er seine Bitte und fragt zugleich an, ob er ihn dem Könige als Professor der Philosophie in Halle mit 600 Taler Gehalt vorschlagen dürfe. „Mir erzeigen Sie sicher einen Gefallen, wenn Sie diesen Antrag annehmen.“ „Sie kennen den Königsbg. Univ.-Fond und wissen also, daß ich Ihnen dort zu keiner Ver-

¹⁾ Der von Schubert (S. 59–61) unvollständig und ungenau veröffentlichte Text des sehr scharf gehaltenen ausführlichen Erlasses ist jetzt von Schöndörffer ergänzt und berichtigt (Arnold, Ges. Schr. V 2, S. 249 Anm.). Wlochatius brach denn auch daraufhin mitten im Semester seine Vorlesung über Metaphysik ab!

besserung“ — Kant bezog damals nur 236 Taler Fixum — „Hoffnung machen kann, und in Halle kann ich das immer, wenn Sie auch nur 600 rth. zu Anfang haben.“ Kant muß trotz des liebenswürdigen Angebots schon bald ruhig, aber entschieden abgelehnt haben. Denn genau einen Monat später, am 28. März 1778, folgt ein neuer, dringenderer Brief des Ministers. Er bot ihm jetzt 800 Taler Gehalt, wies darauf hin, daß er die Universität Halle auch sonst in jeder Weise zu heben suche, daß sie das Zentrum des gelehrten Deutschlands sei, auch ein besseres Klima biete, und vor allem, daß er dort weit mehr, 1000—1200 Studenten finden werde. Kant habe die Pflicht, „in einem weiteren Zirkel gemeinnützige Kenntnisse u. Licht auszubreiten“. „Ich wollte wünschen, daß Leute von Ihren Kenntnissen u. Gaben in Ihrem Fach nicht so selten wären, ich wollte Sie nicht so quälen. Ich wollte aber, daß Sie auch die Pflicht nicht verkennten, so viel Nutzen zu stiften, als Sie bei den Ihnen angebotenen Gelegenheiten stiften können.“ Etwas unphilosophisch meint er endlich zum Schlusse: er wisse nicht, „ob vielleicht Nebenumstände, von denen sich auch der Philosoph nicht trennen kann, Ihnen den Titel eines Hofrats angenehm machen würden“; in diesem Falle werde er es bei dem König beantragen ¹⁾.

Wir besitzen leider Kants Antwort auch auf dieses Schreiben nicht; wohl aber einen Anfang April geschriebenen ausführlichen Brief an Markus Herz, der tiefer in seine Seele blicken und die „unüberwindlichen“ Ursachen erkennen läßt, die ihn zu der wiederholten Ab-

¹⁾ Welchen Einfluß Mendelssohn wie Kant bei dem liberalen Minister besaßen, geht aus der Tatsache hervor, daß der „Jude“ Mendelssohn, gelegentlich einer Geschäftsreise ins Ostpreussische im Juli 1777, im Auftrage des Ministers sich mit der Bitte an Kant wandte, ihm einen Nachfolger für Meier vorzuschlagen. Kant dachte damals vorübergehend an seinen begabten Schüler Chr. J. Kraus, der sich jedoch selbst noch für zu unreif hielt. Kant war übrigens doch so weltklug, daß er Kraus riet, „etwas Philosophisches auszuarbeiten und Zedlitz zu dedizieren“. Mendelssohn werde ihn dann „mit seinem Ansehn unterstützen“ und event. „zu einer anderen Stelle helfen“. Als dann Juni 1780 der alte Christiani in Königsberg starb, schrieb Kant selbst an den Minister im Interesse von Kraus, der sich diesmal bewarb und auch ernannt wurde.

lehnung bewogen. Herz hatte ihm offenbar einen sehr herzlichen Glückwunschbrief zu der Berufung nach Halle geschrieben. Darauf erwidert Kant an der entscheidenden Stelle: „... In diesem Betracht vermischt sich meine angenehme Empfindung doch mit etwas Schwermütigem, wenn ich mir einen Schauplatz eröffnet sehe, wo diese Absicht (sc. „gute und auf Grundsätze errichtete Gesinnung zu verbreiten“) in weit größerem Umfange zu befördern ist, und mich gleichwohl durch den kleinen Anteil an Lebenskraft, der mir zugemessen worden, davon ausgeschlossen finde. Gewinn und Aufsehen auf einer großen Bühne haben, wie Sie wissen, wenig Antrieb vor mich. Eine friedliche und gerade meiner Bedürfnis angemessene Situation, abwechselnd mit Arbeit, Spekulation und Umgang besetzt, wo mein sehr afficirtes, aber sonst sorgenfreies Gemüt und mein noch mehr launischer, doch niemals kranker Körper ohne Anstrengung in Beschäftigung erhalten werden, ist alles, was ich gewünscht und erhalten habe. Alle Veränderung macht mich bange, ob sie gleich den größten Anschein zur Verbesserung meines Zustandes gibt, und ich glaube, auf diesen Instinkt meiner Natur Acht haben zu müssen, wenn ich anders den Faden, den mir die Parzen sehr dünn und zart spinnen, noch etwas in die Länge ziehen will. Den größten Dank also meinen Gönnern und Freunden, die so gütig gegen mich gesinnt sind, sich meiner Wohlfahrt anzunehmen, aber zugleich eine ergebenste Bitte, diese Gesinnung dahin zu verwenden, mir in meiner gegenwärtigen Lage alle Beunruhigung (wovon ich zwar noch immer frei gewesen bin) abzuwehren und dagegen in Schutz zu nehmen.“ Ähnlich schreibt er noch einige Monate später an Mendelssohn: „Mein Gesundheitszustand, den ich nur durch eine gewisse Gleichförmigkeit der Lebensart und der Gemütsbeschäftigung erhalten kann, hat es mir unmöglich gemacht, der guten Meinung des verehrungswürdigen Ministers von mir (woran Sie, wie ich glaube, einen vorzüglichen Anteil haben) mich folgsam zu bezeigen . . .“ An die Stelle ward dann am 13. Juni Kants späterer Gegner Eberhard, damals Prediger in Charlottenburg, berufen.

Wie schade, daß Kant jenen Instinkt seiner Natur nicht hat überwinden können! werden wir heute sagen.

Denn in der Tat, welche unabsehbaren Aussichten für die Entwicklung unserer geistigen Kultur hätte jene Übersiedelung des Philosophen nach der bedeutendsten und besuchtesten der preußischen Universitäten, nach dem Herzen Deutschlands, in die Nähe unserer klassischen Dichter eröffnet! Haben doch die Parzen seinen Lebensfaden noch über ein Vierteljahrhundert in die Länge gezogen, hat er gerade doch in dieser Zeit erst seine eigentlich durchschlagenden philosophischen Grundwerke veröffentlicht! Sollte er sich nicht in allzu großer Ängstlichkeit und Vorsicht gescheut haben vor dem *Quieta non movere*? Nun, das sind heute müßige Betrachtungen. Was wir auch wünschen möchten, wir müssen uns gegenüber einem so entschiedenen Instinkt eines so klarsehenden Kopfes, wie Kant es war, bescheiden, zumal da er, wie wir gesehen, gegen die Vorteile des veränderten Wirkungskreises keineswegs blind war und nur mit wehmütigem Bedauern ihm entsagt hat.

So hat jedenfalls auch sein Verehrer Zedlitz gedacht. Denn in seinem nächsten, nur wenige Monate später geschriebenen Briefe (vom 1. August d. J.) ist bereits nicht mehr die Rede von jenem Vorschlag, dagegen die Herzlichkeit und Verehrung zu dem „lieben Herrn Professor Kant“ die alte, unverminderte. Er entschuldigt gern die Verzögerung der zugesagten Kollegnachschrift, er will statt dessen im Winter trotz seiner beschränkten Zeit bei Kants Schüler Markus Herz, zumal da Mendelssohn für dessen Talent gutgesagt habe, ein Kolleg über rationale Anthropologie hören; und er bittet den Philosophen um Rat, wie er die Studenten „von den Brot-Collegiis zurückhalten und ihnen begreiflich machen“ könne, „daß das bishen Richterei, ja selbst Theologie u. Arznei-Gelahrtheit unendlich leichter und in der Anwendung sicherer wird, wenn der Lehrling mehr philosophische Kenntniss hat, daß man doch nur wenige Stunden des Tages Richter, Advocat, Prediger, Arzt u. in so vielen Mensch ist, wo man noch andere Wissenschaften nötig hat“. Also das nämliche Thema und die gleiche Anschauung, wie Schiller sie zehn Jahre später in seiner Jenaer Antrittsvorlesung über: *Was ist und zu welchem Zweck studiert man Universalgeschichte?* vertrat. Welches vortreffliche Kleeblatt:

der klassische Dichter, der kritische Philosoph und ein solcher Unterrichtsminister! — Und nur auf das „Begreiflich machen“ kommt es bezeichnenderweise dem letzteren an; denn „gedruckte Anweisungen, *leges, Reglements*“ — die wir auch heute noch im Überfluß haben — „das ist alles noch schlimmer als das Brot-Collegium selbst“!

Herzens Kolleg, das über dreißig „Leute vom Stande und Gelehrte von Profession: Professores der Medizin, Prediger, Geheimräte, Bergräte usw.“ hörten, besuchte der weitherzige Minister als einer der eifrigsten. Auf der Stube des einfachen jüdischen Arztes war er „immer der erste, und der letzte, der hinweggeht, und hat bisher, sowie keiner von den übrigen, noch nie eine Stunde versäumt“ (Herz an Kant, 24. November 1778). Auch anderen Schülern Kants suchte Zedlitz sich gefällig zu erweisen. So nahm er den damals in Berlin befindlichen Chr. Jak. Kraus in den Gelehrtenkreis auf, mit dem er jeden Mittwoch zu speisen pflegte, unterhielt sich verschiedene Male sehr liebenswürdig allein mit ihm, stellte ihm ein akademisches Amt in Aussicht und machte ihn, besonders durch seinen Privatsekretär Dr. Biester, den bekannten späteren Herausgeber der *Berlinischen Monatsschrift*, mit noch weiteren Gelehrten bekannt (Kraus an Kant, 2. März 1779). Auch als Herz, durch seinen ersten Erfolg ermutigt, April 1779 einen neuen Kursus über Psychologie begann, versäumte „unser Minister (ich bin stolz, daß ich Ihn auch meinen nennen kann)“ — so schreibt Biester 11. April an Kant — „keine Stunde. Zuweilen bittet Er auch Krausen auf eine philosophische Unterredung zu sich. In dem Abglanz dieser beiden (sc. Herz und Kraus) erkennen wir Ihr Licht“. So war es denn weder leere Höflichkeit noch gar Schmeichelei, wenn Kant zwei Jahre später seine Kritik der reinen Vernunft dem Minister von Zedlitz widmete als einem Manne, der mit den Wissenschaften „nicht bloß durch den erhabenen Posten eines Beschützers, sondern durch das viel vertrautere Verhältnis eines Liebhabers und erleuchteten Kenners“ innigst verbunden sei.

Doch kehren wir von Berlin nach Königsberg zurück. Einmal Professor geworden, rückte Kant ordnungsmäßig in die üblichen akademischen Nebenämter und -würden

ein. So bekleidete er Sommer 1776 zum erstenmal das Amt des Dekans der philosophischen Fakultät, das er danach noch fünfmal selbst verwaltet hat. Im Sommer 1780 trat er an Stelle seines verstorbenen Amtsgenossen Christiani — also erst mit 56 Jahren — als ständiges Mitglied in den akademischen Senat ein, womit „Emolumente“ in der Höhe von — 27 Taler 75 Groschen 10 Pfg. verbunden waren. Bis dahin hatte er (wie A. Warda ganz genau nach den einzelnen Rubriken berechnet hat, Altpreuß. Mon. XXXVIII, 412) bloß 236 Taler 76 Groschen an Gehalt und „Emolumenten“ bezogen, wozu nun die genannten Senatorengebühren kamen, die „dem jede Verbesserung so sehr verdienenden Prof. Log. et. Met. Kant“ durch Hofreskript vom 11. August 1780 verliehen wurden. Allerdings sind die Kolleggelder noch hinzuzurechnen. Damit kommen wir zu seinen

2. Vorlesungen

während dieser Zeit, über die wiederum Arnoldt ausführlichsten, aktenmäßigen Bericht erstattet hat. Eine von Berlin aus am 26. Mai 1770 ergangene „Anweisung, wie die Philosophie, Philologie und diejenigen Wissenschaften, worin die Philosophische Fakultät den Unterricht gibt, und in welcher Ordnung und Verbindung sie auf der Universität zu betreiben“, die jedem neuankommenden Studierenden im Abdruck zugestellt werden sollte, hatte gerade unmittelbar vorher den Sinn für Philosophie zu heben gesucht, und zwar in echt philosophischem Geiste: „Die wahre Philosophie ist eine Fertigkeit, selbst ohne Vorurteile und ohne Anhänglichkeit an eine Sekte zu denken und die Naturen der Dinge zu untersuchen“. Zugleich war die Notwendigkeit der Ausbildung in den einzelnen philosophischen Disziplinen für die Fachstudien aller Fakultäten nachgewiesen worden. Im allgemeinen behielt Kant die Kollegien bei, die er schon in seinen letzten Magisterjahren gelesen hatte. 1770/71 las er ausnahmsweise ein vierstündiges Kolleg über Mineralogie: offenbar veranlaßt durch ein Ministerialreskript vom 21. Januar 1770, wonach dieser Zweig der Naturwissenschaft „historisch und praktisch“ zu lehren sei, um „den

Bergbau zu extendieren“; worauf die Universität mit Recht erwiderte, daß es in Ostpreußen an Bergwerken fehle und daher keine Gelegenheit zu deren Studium sei. Vielleicht hat sich unser Philosoph damals zu dieser mit dem Vorzeigen von Fossilien verbundenen Vorlesung erbotten, weil er um jene Zeit ja das Saturgussche Mineralienkabinett verwaltete (S. 82). Im ganzen aber schränkte er doch die Zahl seiner Vorlesungen gegenüber der Magisterzeit etwas ein. Vielleicht mit bewogen durch den Rat und die Bitte seines medizinischen jungen Freundes M. Herz in Berlin: „Ist es denn gar nicht möglich, daß Sie sich die Last ihrer Collegien verringern können? wenn Sie nun die Hälfte nachmittag lesen oder überhaupt nicht mit so vieler Anstrengung vortragen? Denn diese allein und nicht das Sitzen scheint mir die Ursache Ihrer Schwäche zu sein. Es gibt ja Lehrer in Königsberg, die vom Morgen bis Abend sitzen u. ihr [sic!] Mund bewegen, ohne daß sie jemals über ihre Leibesbeschaffenheit zu klagen haben.“ Immerhin las er im Durchschnitt noch immer etwa 14 Stunden wöchentlich, also mehr als jeder heutige deutsche Philosophieprofessor. Und zwar benutzte er dazu, nicht bloß im Sommer, sondern auch im Winter, jetzt in erster Linie die frühesten Morgenstunden, von 7 bis 9. Mitunter kam freilich auch, z. B. S.-S. 1773, eines oder das andere Kolleg nicht zustande. Auch hielt er von dieser Zeit ab fast regelmäßig *publice* ein Examinatorium oder Repetitorium, meist Mittwoch und Samstag morgens von 7 bis 8, ab.

S.-S. 1774 trug er zum erstenmal *Natürliche Theologie*, 1776/77 zum erstenmal *publice* *Pädagogik*, und zwar charakteristischerweise, seinen später zu berührenden Reformbestrebungen entsprechend, über *Basedows Methodenbuch* vor. Da dies vom Senat „zur Verbesserung des hiesigen Schulwesens“ vorgeschlagene und 1774 von der Regierung angeordnete Kolleg von den „Professores Philosophiä“ abwechselnd gelesen werden sollte, kam Kant erst Sommer 1780 wieder an die Reihe. Diesmal benutzte er als Kompendium — vielleicht bezieht sich darauf der Zusatz *praecepto regio* — Bocks *Lehrbuch der Erziehungskunst zum Gebrauch für christliche Eltern und künftige Jugendlehrer*. Auch in einer anderen Angelegen-

heit vertrat der Senat die Sache des Fortschritts, diesmal sogar in Opposition gegen den König bzw. die Regierung. Gegenüber dem von letzterer wiederholt dringend geäußerten Verlangen des Gebrauchs der lateinischen Sprache mindestens in einem Teile der Vorlesungen und Repetitorien für alle Studierende hatten Rektor und Senat den Mut, in einem auch von Kant unterzeichneten ausführlichen Schreiben vom 1. Oktober 1781 auf das Fruchtlose solcher Bemühungen hinzuweisen, wie sie schon ein Jahr vorher der Wiedereinführung der veralteten lateinischen Disputationen, welche Dreistigkeit und Zungenfertigkeit über solide Kenntnis den Vorzug verleihen würde, in einem von der Regierung als „sehr didaktisch“ empfundenen Ton entgegengetreten waren¹⁾.

Sein Kolleg über Metaphysik arbeitete Kant in diesem Dezennium, entsprechend der in ihm sich vollziehenden philosophischen Entwicklung, stark um, so daß es, wie er am 28. August 1778 an Herz (der eine Abschrift derselben gewünscht hatte) schreibt, „auch einem scharfsinnigen Kopfe schwer werden möchte, aus dem Nachgeschriebenen die Idee *praeclise* herauszubekommen“, zumal da sie „von meinen vormaligen und den gemein angenommenen Begriffen sehr abweicht“. Und über seine Zuhörer äußerte er aus Anlaß derselben Sache, was auch heute noch gilt: „Diejenige von meinen Zuhörern, die am meisten Fähigkeiten besitzen, alles wohl zu fassen, sind gerade die, so am wenigsten ausführlich und diktatenmäßig nachschreiben, sondern sich nur Hauptpunkte notieren, welchen sie hernach nachdenken“; während die anderen, „die im Nachschreiben weitläufig sind“, selten das Wichtige vom Unwichtigen richtig zu unterscheiden vermögen und „eine Menge unverstandenes Zeug unter das häufen, was sie etwa richtig auffassen möchten“ (Kant an Herz, 20. Oktober 1778). Vom Sommer 1775 an finden sich in den Universitätsakten auch Angaben über die Zahl der eingeschriebenen Zuhörer. Daraus ergibt sich, daß in dem Jahrzehnt 1775—80 Kants Zuhörerzahl im allgemeinen in fortwährendem Steigen begriffen war.

¹⁾ Beide interessante Schreiben s. in *E. Arnoldts WW.*, herausgegeben von *O. Schöndörffer*, V 2 S. 259—262.